

Legenden

Das aufklärerische Konzept religiöser Erziehung ließ für die Legende keinen Raum, weshalb sie als Gattung der Kinderliteratur im 18. Jahrhundert nicht existiert. Die Lebensgeschichte Jesu, der Apostel, der Heiligen, frommer Menschen überhaupt – all das schien der Aufklärung als ein für Kinder und Jugendliche gänzlich ungeeigneter Stoff. Was ihnen ein aufgeklärter Religionsunterricht zu vermitteln hatte, waren die klar faßbaren Grundbegriffe der natürlichen Religion. Hierfür war die Naturbetrachtung der ideale Ausgangspunkt. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts verlor diese aufgeklärte Religionsauffassung zunehmend an Boden – ein Vorgang, der in allen Lagern der Gesellschaft, nicht nur in romantisch geprägten Kreisen, zu beobachten war und dazu führte, daß die religiöse Erziehung sich stärker wieder an den konfessionellen Lehren ausrichtete. Damit war der Boden für den Wiederaufstieg der Legende bereitet. Die Romantik war hieran beteiligt – wenn auch nicht in dem gleich wesentlichen Ausmaß, wie es bei Märchen, Sage und Volksbuch der Fall war.

Die Romantik bahnte sich den Weg zur christlichen Legendendichtung denn auch zusammen mit der Wiederentdeckung der Volksbücher und Sagen. Hierbei war das Verhältnis der frühen Romantik zur Legende eher ein bloß ästhetisches: Sie galt ihr mit ihrer stimmungsvollen Mischung von Sinnlichem und Übersinnlichem, von Realem und Wunderbarem als eine der genuin romantischen Dichtungsformen. Die frühe Legendendichtung der Romantik geriet denn auch höchst kunstvoll und war überladen mit bildlicher und symbolischer Ausschmückung der religiösen Begebenheiten. Erst die späte Romantik wandte sich der schlichten Volkslegende zu und gelangte zugleich zu einer festeren Bestimmtheit des religiösen Gehaltes. Vorausgegangen war dem die Konversion einzelner Romantiker zum Katholizismus, die Aufgabe

also der ursprünglich freisinnigen romantischen Religiosität. Auf dieser Stufe vereinigte sich die romantisch inspirierte Legendendichtung mit dem wieder erstarkenden Strom legendenartiger Erbauungsliteratur, der von der Aufklärung nur zeitweilig zurückgedrängt war, und ging in dieser Gestalt auch in die Kinder- und Jugendliteratur ein.

JACOB UND WILHELM GRIMM

Kinder- und Haus-Märchen.

Kinder-Legenden.

[II, 289]

Der heilige Joseph im Walde.

Es war einmal eine Mutter die hatte drei Töchter, davon war die älteste unartig und böß, die zweite schon viel besser, obgleich sie auch ihre Fehler hatte, die jüngste aber war ein frommes, gutes Kind. Die Mutter war aber so unnatürlich, daß sie gerade die älteste Tochter am liebsten hatte und die jüngste nicht leiden konnte. Daher schickte sie das arme Mädchen oft hinaus in einen großen Wald um es sich vom Hals zu schaffen, denn sie dachte, es würde sich verirren und nimmermehr wieder kommen. Aber der Schutzengel, den jedes fromme Kind hat, verließ es nicht, sondern brachte es immer wieder auf den rechten Weg. Indessen doch einmal, konnte es sich gar nicht wieder aus dem Walde herausfinden und das Schutzenglein that auch, als wenn es nicht bei der Hand wäre. Das Kind ging immer fort, bis es Abend war, da sah es in der Ferne ein Lichtchen brennen, auf das lief es zu, und kam vor eine kleine Hütte. Es klopfte an, die Thüre ging auf und es gelangte zu einer zweiten Thüre, da klopfte es wieder an. Ein alter Mann, der einen

weißen Bart hatte und sehr ehrwürdig aussah, machte ihm auf, und das war [290] niemand anders als der heilige Joseph. Er sprach ganz freundlich: »komm, liebes Kind, setz dich ans Feuer auf mein Stühlchen und wärm dich, ich will dir klar Wässerchen holen, wenn du Durst hast; zu essen aber hab ich hier im Walde nichts für dich, als ein paar Würzelcher, die mußt du dir erst schaben und kochen.« Da reichte ihm der heil. Joseph die Wurzeln; das Mädchen schrappte sie säuberlich ab, dann holte es ein Stückchen Pfannkuchen und das Brot das ihm seine Mutter mitgegeben hatte, und that alles zusammen in einem Kesselchen bei's Feuer und kochte sich ein Mus. Als das fertig war, sprach der heil. Joseph: »ich bin so hungrig, gib mir etwas von deinem Essen.« Da gab ihm das Kind gleich und gab ihm mehr als es für sich behielt, doch war Gottes Segen dabei, daß es satt wurde. Als sie nun gegessen hatten, sprach der heil. Joseph: »nun wollen wir zu Bett gehen, ich habe aber nur ein Bett, leg du dich hinein, ich will mich ins Stroh auf die Erde legen.« »Nein, antwortete es, bleib du nur in deinem Bett, für mich ist das Stroh weich genug.« Der heil. Joseph aber nahm das Kind auf den Arm und trug es ins Bettchen, da that es sein Gebet und schlief ein. Am andern Morgen als es aufwachte, wollte es dem heil. Joseph guten Morgen sagen, aber es sah ihn nicht. Da stand es auf und suchte ihn, konnte ihn aber in keiner Ecke finden; endlich gewährte es hinter der Thüre einen Sack mit Geld, so schwer, als es ihn nur tragen konnte, darauf stand geschrieben, das wäre für das Kind, das heute Nacht hier geschlafen hätte. Da nahm es den Sack und sprang damit fort und kam auch glücklich zu seiner Mutter, und weil es ihr [291] alle das Geld schenkte, so konnte sie nicht anders, sie mußte mit ihm zufrieden seyn. Am folgenden Tag bekam das zweite Kind auch Lust in den Wald zu gehen. Die Mutter gab ihm ein viel größeres Stück Pfannkuchen und Brot mit. Es erging ihm nun gerade, wie dem ersten Kinde. Abends kam es in das Hüttchen des heil. Joseph, der ihm Wurzeln zu einem Mus reichte. Als das

fertig war, sprach er gleichfalls zu ihm: »ich bin so hungrig, gib mir etwas von deinem Essen.« Da antwortete das Kind: »iß als mit.« Als ihm darnach der heil. Joseph sein Bett anbietet und sich aufs Stroh legen will, antwortet es: »nein, leg dich als mit ins Bett, wir haben ja beide wohl Platz darin.« Der heil. Joseph nahm es auf den Arm und legte es ins Bettchen und legte sich ins Stroh. Morgens, als das Kind aufwachte und den heil. Joseph suchte, war er verschwunden, aber hinter der Thüre fand es ein Säckchen mit Geld, das war händelang und darauf war geschrieben, es wäre für das Kind, das heute Nacht hier geschlafen hätte. Da nahm es das Säckchen und lief damit heim und brachte es seiner Mutter, doch behielt es heimlich davon für sich. Nun war die älteste Tochter neugierig geworden und wollte den folgenden Morgen auch hinaus in den Wald. Die Mutter gab ihr Pfannkuchen mit, so viel sie wollte, Brot und auch Käse dazu. Abends fand sie den heil. Joseph in seinem Hüttchen gerade so wie ihn die zwei andern gefunden hatten. Als das Mus fertig war, und der heil. Joseph sprach: »ich bin so hungrig, gib mir etwas von deinem Essen«, antwortete das Mädchen: »warte, [292] bis ich satt bin, was ich dann über lasse, das sollst du haben.« Es aß aber beinahe alles auf, und der heil. Joseph mußte das Schüsselchen ausschrappen. Der gute Alte bot ihm hernach sein Bett an und wollte auf dem Stroh liegen, das nahm es ohne Widerrede an, legte sich in das Bettchen und ließ dem Greis das harte Stroh. Am andern Morgen, wie es aufwachte, war der heil. Joseph nicht zu finden, doch darüber machte es sich keine Sorgen; es suchte hinter der Thüre nach einem Geldsack. Es dächte ihm, es läge etwas auf der Erde, doch weil es nicht recht unterscheiden konnte, was es war, bückte es sich und stieß mit seiner Nase daran. Aber es blieb an der Nase hängen, und wie es sich aufrichtete, sah es zu seinem Schrecken, daß es noch eine zweite Nase war, die an der seinen festhing. Es fing an zu schreien und zu heulen, aber das half nichts, es mußte immer auf seine Nase sehen, wie die so weit

hinausstand. Da lief es in einem Geschrei fort, bis es dem heil. Joseph begegnete, dem fiel es zu Füßen und bat so lange, bis er aus Mitleid ihm die Nase wieder abnahm und noch zwei Pfennige schenkte. Als es daheim ankam, stand vor der Thüre seine Mutter und fragte: »was hast du geschenkt kriegt?« Da log es und antwortete: »einen großen Sack voll Gelds, aber ich habe ihn unterwegs verloren.« »Verloren! rief die Mutter, o den wollen wir schon wieder finden!«; nahm es bei der Hand und wollte mit ihm suchen. Zuerst fing es an zu weinen und wollte nicht mit gehen, endlich aber ging es mit, doch auf dem Wege kamen so viele Eidechsen und Schlangen auf sie beide los, daß sie sich nicht zu retten wußten; die [293] stachen auch endlich das böse Kind todt und die Mutter in den Fuß, weil sie es nicht besser erzogen hatte.

[295] *Armuth und Demuth führen zum Himmel.*

Es war einmal ein Königssohn, der ging hinaus in das Feld und war nachdenklich und traurig. Er sah den Himmel an, der war so schön rein und blau, da seufzte er und sprach: »wie wohl muß es einem erst da oben im Himmel seyn!« Da erblickte er einen greisen, armen Mann, der des Weges daher kam und redete ihn an und fragte: »wie kann ich wohl in den Himmel kommen?« Der Mann antwortete: »durch Armuth und Demuth! Leg an meine zerrissenen Kleider, wandere sieben Jahre in der Welt und lerne ihr Elend kennen; nimm kein Geld, sondern wenn du hungerst bitte mitleidige Herzen um ein Stückchen Brot, so wirst du dich dem Himmel nähern.« Da zog der Königssohn seinen prächtigen Rock aus und hing dafür das Bettlergewand um, ging hinaus in die weite Welt und duldete groß Elend. Er nahm nichts als ein wenig Essen, sprach nichts, sondern betete zu dem Herrn, daß er ihn einmal in seinen Himmel aufnehmen wolle. Als die sieben Jahre herum waren, da kam er [296] wieder an

seines Vaters Schloß, aber niemand erkannte ihn. Er sprach zu den Dienern: »geht und sagt meinen Eltern, daß ich wiedergekommen bin!«; aber die Diener glaubten es nicht, lachten und ließen ihn stehen. Da sprach er: »geht und sagts meinen Brüdern, daß sie herab kommen, ich möchte sie so gerne wieder sehen.« Sie wollten auch nicht, bis endlich einer darunter hinging und es den Königskindern sagte, aber diese glaubten es nicht und bekümmerten sich nicht darum. Da schrieb er einen Brief an seine Mutter und beschrieb ihr darin all sein Elend, aber er sagte nicht, daß er ihr Sohn wäre. Da ließ ihm die Königin aus Mitleid einen Platz unter der Treppe anweisen und ihm täglich durch zwei Diener Essen bringen. Aber der eine war böß und sprach: »was soll dem Bettler das gute Essen!« behielt für sich oder gabs den Hunden und brachte dem Schwachen, Abgekehrten nur Wasser; doch der andere war ehrlich und brachte ihm, was er für ihn bekam. Es war wenig, doch konnte er davon eine Zeit lang leben; dabei war er ganz geduldig, bis er immer schwächer ward. Als aber seine Krankheit zunahm, da beehrte er das heil. Abendmahl zu empfangen. Wie es nun unter der halben Messe ist, fangen von selbst alle Glocken in der Stadt und in der Gegend an zu läuten. Der Geistliche geht nach der Messe zu dem armen Mann unter der Treppe, so liegt er da todt, in der einen Hand eine Rose, in der andern eine Lilie und neben ihm ein Papier, darauf steht seine Geschichte aufgeschrieben. Als er begraben war, wuchs auf der einen Seite des Grabs eine Rose, auf der andern eine Lilie heraus.

[303]

Die himmlische Hochzeit.

Es hörte einmal ein armer Bauernjunge in der Kirche, wie der Pfarrer sprach: »wer da will ins Himmelreich kommen, muß immer gerade aus gehen.« Da machte er sich auf und ging immer zu, ganz gerade ohne abzuweichen, über Berg

und Thal. Endlich führte ihn sein Weg in eine große Stadt und mitten in die Kirche, wo eben Gottesdienst gehalten wurde. Wie er nun all die Herrlichkeit sah, meinte er, nun wäre er im Himmel angelangt, setzte sich hin und war von Herzen froh. Als der Gottesdienst vorbei war und der Küster ihn hinausgehen hieß, antwortete er: »nein, ich gehe nicht wieder hinaus, ich bin froh, daß ich endlich im Himmel bin.« Da ging der Küster zum Pfarrer und sagte ihm, es wäre ein Kind in der Kirche, das wolle nicht wieder heraus, weil es glaube, es wäre da im Himmelreich. Der Pfarrer sprach: »wenn es das glaubt, so wollen wir es darin lassen.« Darauf ging er hin und fragte es, ob es auch Lust hätte zu arbeiten? Ja, antwortete der Kleine, ans Arbeiten sey er gewohnt, aber aus dem Himmel ginge er nicht wieder heraus. Nun blieb er in der Kirche, und als er sah, wie die Leute zu dem Muttergottesbild mit dem Jesuskind, das aus Holz geschnitten war, kamen, knieten und beteten, dachte er, das ist der liebe Gott und sprach: »hör einmal, lieber Gott, was bist du mager! gewiß lassen dich die Leute hungern! ich will dir aber jeden Tag mein halbes Essen bringen.« Von nun an brachte er dem Bilde jeden Tag die Hälfte [304] von seinem Essen, und das Bild fing auch an, Speise zu genießen. Wie ein paar Wochen herum waren, merkten die Leute, daß das Bild zunahm, dick und stark ward und wunderten sich sehr. Der Pfarrer konnt es auch nicht begreifen, blieb in der Kirche und ging dem Kleinen nach, da sah er, wie dieser sein Brot mit der Mutter Gottes theilte und diese es auch annahm.

Nach einiger Zeit wurde der Knabe krank und konnte acht Tage lang nicht aus dem Bett, wie er aber wieder aufstehen konnte, war sein erstes, daß er seine Speise der Mutter Gottes brachte. Der Pfarrer ging ihm nach und hörte, wie er sprach: »lieber Gott, nimms nicht übel, daß ich dir so lange nichts gebracht; ich war aber krank und konnte nicht aufstehen.« Da antwortete ihm das Bild und sprach: »ich habe deinen guten Willen gesehen, das ist mir genug; nächsten

Sonntag sollst du mit mir auf die Hochzeit kommen.« Der Knabe freute sich da und sagte es dem Pfarrer, der bat ihn hinzugehen und das Bild zu fragen, ob er auch dürfe mitkommen. »Nein, antwortete das Bild, du allein.« Der Pfarrer wollte ihn erst vorbereiten und ihm das Abendmahl geben; das war der Knabe zufrieden, und nächsten Sonntag, wies Abendmahl an ihn kam, fiel er um und war todt, und war zur ewigen Hochzeit.

KARL BLUMAUER

Legenden zur religiösen und sittlichen Bildung der reiferen Jugend.

Magdeburg 1835

[80]

Die Trauer-Weide.

Als der göttliche Jesus, weil er im Lichte wandelte und die lichte Wahrheit lehrte, von den jüdischen Pfaffen und höfischen Politikern fälschlich-listig angeklagt worden war, ward er, bevor er den Kreuzestod bestand, mit Ruthen gegeißelt, die sonst nur den Leib gemeiner Verbrecher streiften – und doch war er so rein und unschuldig wie ein junges schneeweißes Lamm! – Diese Ruthen aber schnitt man von dem Baume der *Weide*, der aus Mitgefühl sich zur Seite beugte, und, abkeh-[81]rend, sich zu weigern schien, ein Mittel der Peinigung eines Menschen zu sein, in dessen Herzen, noch Munde kein Falsch und Betrug jemals gefunden worden. Der Gewalt jedoch zu schwach und unterliegend, mußte er es wider Willen geschehen lassen: daß man von ihm die spitzigen Gerten entnahm, die den heiligen Leib des Gottgeliebten blutig zerfleischten. Aber tiefer und immer tiefer senkte er von nun an, in Wehmuth und Trauer

seine Zweige niederwärts, zur Erde, und vermag seitdem nimmer wieder vor Scham und stillem Gram sie himmelwärts zu richten.

Die Vorüberwandelnden blicken ihn sinnend und bedeutungsvoll an, und nennen ihn mit stillgerührtem Gemüthe die *Trauer-Weide*. Wie eine Mutter steht sie da, die ihr einziggeliebtes Kind verloren hat, und nun mit ihren treuen Liebesaugen, das Verlorne suchend, schmerzstarr in den Grabes-Boden hineinwurzelt! –

Wenn nun unvernünftige Pflanzen solche Liebe und Liebes-schmerz zu dem göttlichen Herrn in tiefem Herzen, ihrem Innern, tragen – was sollen die *Menschen* thun, die Mitgenossen seines durch sein Leben und Tod erworbenen Heils- und seiner ewigen, seligen Unsterblichkeit? – Ach! und so Viele gedenken kaum Seiner mehr! – – –

[116]

Perlen.

In den Cisterzienser-Klöstern in Frankreich bestand unter andern die Regel: daß die Brüder, nach aufgehob'ner Mahlzeit, alle auf dem Tafeltuche zerstreute Brosamen in der Hand aufsammeln und essen sollten, damit auch nicht die kleinste *nothwendigste* Gabe Gottes, das Brot, undankbar in den Auskehrt geworfen und unter die Füße getreten würde. Und dies ward immer von den Brüdern mit freudigem Gehorsam und mit Pünktlichkeit erfüllt.

Einst aber – es war im Winter, wo draußen Schnee die Erde bedeckte und mithin den kleinen Thierlein das Suchen ihrer Nahrung sehr verkümmert war – ward der Tisch eines Mittags auch aufgehoben, der Prior gab mit der Glocke das Zeichen zum Aufstehn; Jeder sammelte nun seine vor ihm liegenden Bröseln in die Hand und aß sie. Nur an dem Bruder *Carus* ward bemerkt: daß er seine Brosamen *nicht* aß, sondern die damit geschlossene Hand fest zubehielt. Man hinterbrachte, nach der bösen Gewohnheit der Men-

schen, auf Anderer Feh-[117]ler mehr als auf die seinig zu achten, dies sogleich dem Prior; der ließ ihn vor sich entbieten und machte ihm den Vorwurf: daß er der heilsamen Regel nicht nachkomme, und fragte ihn um die Ursache dieses Ungehorsams. Der Bruder *Carus* zögerte anfangs mit dem Bekenntnisse, endlich aber, von dem strengern Ernste des Priors gemahnt, gestand er: Ja, er habe die letzten Tisch-Brosamen *nicht* gegessen, sondern in der Hand behalten und dies nicht heute erst, sondern so die ganze Winterzeit hindurch gethan. »Wozu?« herrschte ihn der Prior an. Er antwortete: »Der dem Viehe sein Futter giebt, und den jungen Raben, die ihn anrufen, hat mir befohlen, sie, in dieser harten Zeit, wo Schnee die Erde deckt und Frost die Bäche erstarren macht, den Vögeln des Himmels hinzustreuen.« Da leuchtete wie eine Sonne des Priors Angesicht, und er sprach in dem sanftesten Tone: Mein Bruder, Du bist zwar der Ordensregel ungehorsam gewesen, was ich Dir, als des Klosters Oberer, verweisen muß, aber nicht *Gott*. Ziehe hin in Frieden, und folgte Deinem schönen, frommen Herzen, für solches die Klosterregel nicht gemacht wurde! – Doch öffne mir nun auch zur Bewährung der Aussage Deine Hand.

Und der Bruder *Carus* öffnete seine Hand – und siehe! *Perlen*, köstliche Lichtperlen lagen, statt der Brosamen, in derselben, worüber sowohl der Bruder *Carus* selbst, als auch der Prior, ganz starr und stumm vor Erstaunen und Verwunderung dastanden und bald sich einander ansahen, bald zum [118] Himmel blickten. Der Prior fand endlich das Wort, und sprach: »Ein Wunder, mein geliebter Bruder, will Dir zeigen, daß Barmherzigkeit gegen die armen, geringen Thierlein auch himmlisch ist und des höchsten Preises werth!« –

Dem, der für Alles Sorge trägt,
Dem Schöpfer aller Dinge,
Ist nichts, was auf der Welt sich regt,
Zu klein und zu geringe;

Er, der der Menschen Vater ist,
Will, daß ihn's *Thier* auch nicht vermißt,
Und giebt ihm Lieb' und Freude.

Gott aber sorgt oft mittelbar,
Und hat *Dir* aufgetragen,
Damit er werd' altoffenbar,
Für *dies* auch Müh' zu wagen,
Wann's noth, sein ems'ger Arzt zu sein,
Im Winter *Futter* ihm zu streun: -
Dies sei Dein *Dankes-Opfer!* -

AUGUST NODNAGEL (Hrsg.)

Sieben Bücher deutscher Sagen und Legenden.

Darmstadt 1839.

[302]

Sankt Christoph.

Sankt Christoph war ein Wandersmann
Und ging die Welt wohl auf und ab;
Es klang in seinem Busen an,
Was seinem Herzen Sehnsucht gab;
Von oben kam ein mächtig Treiben,
Er durfte nicht zu Hause bleiben.

Er wuchs im Lande Kanan,
Wo unser Herr für alle litt,
Zu stolzer Länge reisig an,
Die über Riesenmaße schritt;
Von seinen Fäusten hört man sagen:
Sie könnten Thurm und Berge tragen.

Er sah: zu Hause stand es schlecht,
Der feine Schelm war Meistermann;

Den Starken machte Geiz zum Knecht,
Den Schwachen schirrte Feigheit an.
So wollt er sich nicht jochen lassen,
D'rum ging er frühe eig'ne Straßen.

Durch viele Reiche, nah und fern,
Durch Berg und Thal, zu Land und Meer,
Ging Christoph suchen einen Herrn
In weiter Wandrung hin und her;
Den Jüngling trieb ein groß Erkünnen,
Er wollt allein dem Stärksten dienen.

Zuerst er seinen Dienst verließ
Dem Kaiser jenseits Mohrenland,
Dem dienend, wann's zur Tafel blies,
Zehn Könige gingen flugs zur Hand,
Bei dessen kleinstem Wink und Husten
Wohl tausend Fürsten springen mußten.

Der, dacht er, ist ein rechter Herr,
Und dient ihm treulich manches Jahr;
Bis endlich einer, weiß nicht wer,
Zum Hofdienst eingeladen war,
Der von der Zukunft dunklem Zweifel
Viel redet und von Höll und Teufel.

[303]

Kaum daß der Teufel drein erschallt,
Sieht Christoph, wie den Kaiser graust,
Gleich einem, dem des Schwerts Gewalt
Am Hochgericht zum Nacken saust;
Er sieht ihn zittern und erblassen
Und muß den Feigen gleich verlassen.

Er ruft: dem dien ich länger nicht!
Der Teufel muß sein Meister sein!
Deß lauschet froh der Höllenwicht
Und stellet gleich sich freundlich ein,

Kömmt mit Geschwenzel und Gewaifel,
Und spricht! du siehst mich hier, den Teufel.

Bist du der Teufel, schlage ein;
Wenn du kein Mann von Fürchten bist,
So will ich treu dein Diener sein,
Wie einer treu gewesen ist.
Der Teufel stellte sich gewaltig;
Und Christoph war an Treue haltig.

Das war dem Herrn Beelzebub
Ein Knecht, bequem für schwarze Kunst,
Der Berge aus den Wurzeln hub
Und Seen trug in Feuersbrunst;
Geschickt des Himmels argem Affen
Sein Netz von Seelen voll zu schaffen.

Er brauchte das unschuld'ge Kind,
Das nichts von Lug und Trug verstand,
Für allen Lügendunst und Wind,
Für allen bunten Höllentand.
Der Christoph lernte Künste machen
Zum Seelenfang des alten Drachen.

Denn Satan trug gar fein Gebähr
Und stellte sich gewaltig an,
Als ob ihm nun und nimmermehr
Kein andrer was gewönne an.
Der Christoph nahm ihn für den rechten,
Drum hielt er's aus, bei ihm zu knechten.

Doch einst sich Satanas verging
Und kam gekreuztem Holz zu nah,
Woran ein Bild vom Heiland hing,
Und bebt und floh, als er's ersah;
Und Christoph ließ den Feigen laufen
Und sprach: der mag sich Knechte kaufen!

Und an dem Kreuze blieb er stehn,
Woran das Bild vom Heiland hing,
Er konnte nimmer hinnen gehn,
So sehr des Schauens Lust ihn fing;
Er dachte: Hier wird's endlich frommen,
Hier muß der rechte Meister kommen.

Er stand drei kalte Nächte durch,
Von Hunger und von Durst gequält;
Er stand drei heiße Tage durch,
Er hat nicht Tag und Nacht gezählt,
Und hat das Trinken und das Essen
In Seligkeit des Schau'n's vergessen.

Und als erschien die vierte Nacht
Und Mond und Sterne gingen auf,
Er ist vom langen Traum erwacht;
Ein Kinderstimmchen weckt ihn auf;
Es klang so mächtig laut herüber:
Ist keiner, der mich holt hinüber?

Zum Christoph klang's wie Gottes Wort;
Er nahm sogleich den Wanderstab
Und saust in Windeseile fort,
Woher es klang zum Fluß hinab;
Er war geschwind hindurchgewadet
Und hatte kaum die Knie gebadet.

Und jenseits er das Kindlein fand,
Das sah so wunderlieblich aus,
Daß er es flugs mit starker Hand
Schwang auf die Schultern hoch hinaus;
Er lud es fröhlich auf den Rücken
Und mußte viel zurückblicken.

Doch als er in das Wasser tritt,
Da fühlt er schwer der Bürde Last,

Muß stöhnend stützen Schritt auf Schritt,
 Als hätt er Berg und Stein gefaßt;
 Auch hört mit fürchterlichem Sausen
 Er wild das Meer zum Strome brausen.

Und als er kaum die Mitte hält,
 Schwillt ihm die Flut bis an den Mund.
 Da denkt er: trättest du das Feld!
 Gar tückisch ist des Wassers Grund;
 Zum erstenmal in seinem Leben
 Er fühlt von Furcht sein Herz erbeben.

Doch ficht es durch der Riesenheld;
 Und als er das Gestad erreicht,
 Die schwere Bürde von ihm fällt;
 Das Kindlein wird so leicht, so leicht;
 Der Strom ist wieder ausgeflossen,
 Als hätt' er nimmer sich ergossen.

[304]

Und staunend sieht er um sich her,
 Und staunend sieht er auf das Kind.
 Es spricht: Was wunderst du dich sehr,
 Daß Kinder auch gewaltig sind?
 So wisse, kühnlich war dein Wagen,
 Du hast den Herrn der Welt getragen!

Und wie das Kindlein dies gesagt,
 Wie Licht und Lüfte schwebt es fort,
 Und Christoph zittert, bebt und zagt,
 Daß es ihm Mark und Bein durchbohrt,
 Wie soll der Mann die Wonne tragen,
 Daß er den Herrn der Welt getragen!

Und reisig macht er gleich sich auf
 Und forschet nach dem Kreuzesbild
 Und nach des Kindleins Lebenslauf,
 Das so gewaltig und so mild;

Und als er alles recht vernommen,
 Da hat er selbst das Kreuz genommen.

Und mit dem Herrn, dem rechten Herrn,
 Ist er gezogen weit und breit.
 Der Christenheit ein heller Stern
 Voll Seligkeit und Heiligkeit,
 Und hat das große Heil verkündig't,
 Das alle Welt durch Blut entsündig't.

Er hat gelernt: Durch Knochenmark
 Gewinnt man nicht das Himmelreich;
 Durch stille Demuth ist er stark,
 Durch Lieb und Glauben ist er reich;
 Durch Dienst der Armen und der Schwachen
 Bezwingt er alle Höllendrachen.

Und nach dem langen Pilgerlauf,
 Der nicht mehr ird'sche Kämpfe sucht,
 Thut ihm das Paradies sich auf,
 Die Seele nimmt durch Blut die Flucht;
 Er ist durch Martern, Pein und Wunden
 Des Herrn der Herren werth erfunden.

Nun wohl dir! wohl dir, Wandersmann,
 Der solchen Preis gewonnen hat!
 Wohl mancher strebet ab und an,
 Den langen schweren Pilgerpfad,
 Und sucht und suchet zum Erblinden,
 Und kann den rechten Herrn nicht finden.

Wink' du's uns von den Himmelshöh'n
 Du hast's versucht mit manchem Wicht –
 Daß wir auch hin nach oben seh'n:
 Das unten bleibt und rastet nicht;
 Und soll was bleiben auf der Erden,
 So muß es dort geseg'net werden.

E. M. Arndt.

[312]

Elisabeths Rosen.

Sie stieg herab, wie ein Engelbild,
Die heil'ge Elisabeth, fromm und mild,
Die Gabenspendende, hohe Frau,
Vom Wartburg-Schloß auf die grüne Au.

Sie trägt ein Körbchen, es ist verhüllt,
Mit milden Gaben ist's voll gefüllt.
Schon harren die Armen am Bergesfuß
Auf der Herrin freundlichen Liebesgruß.

[313]

So geht sie ruhig – doch Argwohn stahl
Durch Verräthers Mund sich zu dem Gemahl,
Und plötzlich tritt Ludwig ihr zürnend nah,
Und fragt die Erschrockne: »Was trägst du da?«

»Herr, Blumen!« bebt's von den Lippen ihr.
»Ich will sie sehen! Zeige sie mir!« –
Wie des Grafen Hand das Körbchen enthüllt,
Mit duftenden Rosen ist's erfüllt.

Da wird das zürnende Wort gelähmt,
Vor der edlen Herrin steht er beschämt,
Vergebung erlehet von ihr sein Blick,
Vergebung lächelt sie sanft zurück.

Er geht und es fliegt ihres Auges Strahl
Frommdankbar empor zu dem Himmelssaal.
Dann hat sie zum Thal sich herabgewandt,
Und die Armen gespeißt mit milder Hand.

L. Bechstein.

FERDINAND SCHMIDT (Hrsg.)

Die schönsten Märchen, Legenden und Sagen des deutschen Volkes.

Berlin 1851

[139]

Das Amen der Steine.

Von Alter blind, fuhr Beda dennoch fort, zu predigen die neue frohe Botschaft. Von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorfe wallte an seines Führers Hand der fromme Greis, und predigte das Wort mit Jünglingsfeuer.

Einst leitet' ihn sein Knabe in ein Thal, das übersä't war mit gewalt'gen Steinen. Leichtsinzig mehr als boshaft, sprach der Knabe: »Ehrwürd'ger Vater, viele Menschen sind versammelt hier, und warten auf die Predigt.«

[140] Der blinde Greis erhob sich alsobald, wähl' einen Text, erklärt' ihn, wandt' ihn an, ermahnte, warnte, strafte, tröstete so herzlich, daß die Thränen mildiglich ihm niederflossen in den grauen Bart.

Als er, beschließend, d'rauf das Vaterunser, wie sich's geziemt, gebetet, und gesprochen: Dein ist das Reich und dein die Kraft und dein die Herrlichkeit bis in die Ewigkeiten; da riefen rings im Thal viel tausend Stimmen: Amen, ehrwürd'ger Vater, Amen, Amen! –

Der Knab' erschrak; reumüthig kniet' er nieder, und beichtete dem Heiligen die Sünde. Sohn, sprach der Greis, hast du denn nicht gelesen: wenn Menschen schweigen, werden Steine schrei'n?

Nicht spotte künftig, Sohn, mit Gottes Wort! Lebendig ist es, kräftig, schneidet scharf wie kein zweischneidig Schwert; und sollte gleich das Menschenherz sich ihm zu Trotz versteinen, so wird im Stein ein Menschenherz sich regen.

Kosegarten.

[149] *Das Brot des heiligen Jodocus.*

Zu prüfen seines Dieners Lauterkeit,
Kam einst der Herr vor Sanct Jodocus Thüre
In ärmlicher Gestalt, und bat um Brot.
Gieb, sprach Jodocus, gieb ihm, guter Schaffner!

Herr, sprach der Schaffner, nur ein Brot ist übrig.
Was bleibt denn dir und mir und unserm Hunde?
Gieb immer, sprach der Abt, der Herr wird sorgen.

Der Schaffner nahm das Messer, zirkelte
Mit Fleiß, und schnitt genau das eine Brot
In vier ganz gleiche Stücke, reichte eins
Dem Bettler hin und sprach nicht allzufreundlich:
Eins dir, eins mir, dem Abt eins, eins dem Hunde!
Jodocus lächelt', und der Bettler ging.

Nicht lang', und in noch ärmlicher Gestalt,
Kam abermal der Herr und bat um Brot.
Gieb, sprach Jodocus, gieb mein Stücklein ihm!
Der Herr wird sorgen. Und der Schaffner gab's.

Nicht lang', und noch verhungertes erschien
Zum drittenmal der Herr, und bat um Brot.
Gieb, sprach Jodocus, gieb dein Stücklein ihm!
Der Herr wird sorgen. Und der Schaffner gab's.

Nicht lang', und lahm, blind, nackt und bloß, erschien
Zum viertenmal der Herr, und fleht' um Brot.
Jodocus sprach: Gieb ihm des Hundes Stücklein!
Der Herr wird sorgen, der die Raben speit.
Der Schaffner gab das Stück. Der Armé ging.
Und eine Stimm' erscholl: »Groß ist dein Glaube,
Du echter Jünger deines Meisters, groß!
Und wie du glaubtest, so soll dir geschehn.«

Der Schaffner trat an's enge Fenster, schau!
Da landeten im nahen Fluß vier Schifflein,
Mit Brot und Obst und Oel und Wein befrachtet.

Der Schaffner eilte freudig an den Strand.
Von Menschen fand er keinen, fand dafür
Am Ufer eine weiße Flagge wehn,
Woran in Goldschrift diese Worte flammten:

»Vier Schifflein sendet, der die Raben speist,
Dem Abt, der heute viermal ihn gespeiset,
Ihm eins, dem Schaffner eins, und eins dem Hunde,
Das vierte bleibt des Senders armer Sippschaft.«

Kosegarten.

[158] *St. Johannes und das Würmlein.*

Johannes ging am hellen Bach
Und sah dem Lauf der Wellen nach,
Er schritt durch Gras und Blümelein
Und schaute wohl mit Liebe drein:
Wie frisch das blüht, wie hold zu seh'n,
O Gott, wie ist die Welt so schön!
Die Blümelein lächeln allzumal,
Und Alles grünt und quillt im Thal,
Da ist kein Kraut, da ist kein Blatt,

Das nicht Gefühl vom Leben hat,
Des Seins sich jedes Würmlein freut,
Und trüg' es noch so schlichtes Kleid,
Denn was nur Lebensfunken hegt,
Auch Gottes Liebe in sich trägt!

Wie nun Johannes liebend sinnt,
Ein Würmlein er am Boden find't,
Zwar schlicht und grau, gar klein gestalt't,
Johannes hätt's zertreten bald,
Da hebt er's auf vom Boden fein,
Und setzt es auf ein Blümelein,
[159] Und spricht: O lebe, lebe nur,
Dir blüht ja auch die Frühlingsflur!

Das Würmlein fühlt sich kaum berührt,
Als es die Segenshand verspürt,
Entbrannt von reiner Liebesglut
Es plötzlich lieblich leuchten thut.
Auch wuchsen bald ihm Schwingen an,
Die tragen's durch der Lüfte Bahn.
Durch Wipfel zieht's bei lauer Nacht,
Hell, wie ein blitzender Smaragd,
Auf Blumen liegt es weit und breit
Wie lichte Sternlein ausgestreut.
So ruht es friedlich süß im Grün,
In Liebe wird es still verglüh'n.

Helmine v. Chezy.

In Goethes Jugendlektüre haben – nach seinem eigenen Bekunden in »Dichtung und Wahrheit« – die Volksbücher einen herausragenden Platz eingenommen. Tatsächlich muß davon ausgegangen werden, daß Volksbücher im 18. Jahrhundert auch von Kindern und Jugendlichen gelesen wurden. Keinesfalls gehörten sie jedoch zur aufklärerischen Kinderliteratur; sie galten vielmehr als Teil jenes Komplexes der »verbotenen Lektüre«, dem die Aufklärungspädagogik den Kampf angesagt hatte. – Die romantische Entdeckung des Volksbuches ist vielfach beschrieben und kritisch gar als Konstruktion eines Mythos bezeichnet worden (H. J. Kreuzer). Anfänglich ging es darum, den bisher verachteten Volksbüchern Anerkennung bei den literarisch gebildeten Ständen zu verschaffen; diesem Zweck dienten die zahlreichen Nachdichtungen romantischer Autoren. Die späte Romantik kritisierte diese Vereinnahmung der Volksbücher durch die neue Kunstdichtung und forderte die Rückkehr zu ihrer ursprünglichen, einfachen und schlichten Gestalt. Erst damit gerieten die Volksbücher auch als Kinder- und Jugendlektüre in den Blick. Gustav Schwabs Sammlung von 1836 stellte die erste, durchgängig und konsequent mit Rücksicht auf den jugendlichen Leser bearbeitete und purifizierte Auswahl erzählender Volksbücher dar. Mit ihr begann die Geschichte der Volksbücher als nun auch sanktionierter Jugendliteratur.